

Evangelisch-Lutherisches Gemeinde-Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal
zum Preise von 1 Dollar das Jahr.
In Deutschland zu beziehen durch H. E. n. r. N a u m a n n's
Buchhandlung in Dresden.

Halte, was du hast, daß Niemand deine Krone nehme.
(Offenb. 3, 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt, Bestellungen, Abbe-
stellungen, Gelder u. s. w. sind zu adressiren:
Rev. R. Adelberg,
Milwaukee, Wis.

9. Jahrg. No. 21.

Milwaukee, Wis., den 1. Juli 1874.

Lauf. No. 201.

Biblische Betrachtung.

(Nach Forstmann.)

Sie hassen mich ohne Ursache.
Joh. 15, 25.

Christus hat der ganzen Welt das erworben, daß der Zorn Gottes, welchen sie durch ihre Sünden sich zugezogen, ein Ende hat. Nun sollte man freilich denken, es wäre nicht möglich, daß die Menschen demungeachtet fortfahren könnten, ihn zu hassen. Allein die Schrift lehrt uns: Er kam in sein Eigenthum und die Seinen nahmen ihn nicht auf. Joh. 1, 11. Darin beweist man noch immer die Feindschaft gegen ihn, wenn man ihn nicht will. Man nimmt ihn nicht auf. Welches ist denn die Ursache dieser Feindschaft? Nichts anderes, als die Bosheit unsers Willens. Wir haben nicht gewollt! Und das ist auch die einzige Ursache unsers Verderbens und unserer ganzen Unseligkeit. Der Heiland will uns von unserm Unglauben und dem dieserhalb auf uns ruhenden Gericht erretten und uns selig machen. Er will, daß uns, daß seinen Feinden geholfen werde! Warum wird denn nicht allen und jeden Menschen geholfen? Der Heiland zeigt die Ursache an: Ihr habt nicht gewollt! Ihr wollt sterben in euren Sünden. Es ist euer Wille. Ihr wollt nicht selig werden. Aber ist das nicht ein unvernünftiger Haß, der sich in diesem Nichtwollen an den Tag legt? Kein Mensch kann eine billige, eine gegründete Ursache anführen, warum er ihn hasset, warum er sein Evangelium verwirft und sich nicht zu ihm bekehrt. Hat er sich unsern Haß damit zugezogen, daß er in einer armseligen Knechtsgestalt zu uns gekommen, daß er in Schmach und Verachtung gelebt, als ein Fluch der Welt am Holz des Kreuzes geendet hat? Ist das die Ursache, warum wir uns an ihm ärgern? Das alles hat er gelitten um unsern Willen, zur Rettung unserer verdamnten Seelen. Aus diesen Wohlthaten nehmen wir Anlaß ihn zu hassen? Ist das nicht eine rasende Bosheit? Er hat unsere Schulden mit seinem Blute bezahlt — und er ist uns verhaßt? Wir hassen den, der uns bis in den Tod liebet? Es sollte sich doch der Himmel davon entfetzen! Spricht der Herr. Jer. 2, 12.

Dreierlei schreibt man, habe Ambrosius, Bischof von Mailand, gebeten, daß es ihn nicht wolle vergehen lassen. Das bittere Weiden und Sterben Jesu Christi, die ungewisse Todesstunde, und der Zustand der Gottlosen in der Hölle.

Ein Brief Luthers.

Von den Schleichern und Winkelpredigern.
Vom Jahre 1531.

Ich habe vernommen, mein lieber Herr und Freund, wie bei und um Euch die Wiedertäufer auch gern heranschleichen und die Unsern mit ihrem Gift beschmeißen wollen. . . .

Erstlich sind sie damit wohl und leichtlich zu ergreifen, wenn man sie fragt um ihre *W o c a t i o n* (Beruf), wer sie habe heißen herhschleichen oder kommen und im Winkel so predigen, so mögen sie keine Antwort geben, noch ihren Befehl anzeigen. Und ich sage fürwahr, wenn solche Schleicher sonst kein Anhänglein an sich hätten und eitel Heilige wären, so kann doch dies einige Stück, (daß sie ohne Befehl und ungefordert kommen geschlichen) sie für Teufels-Boten und Lehrer mit Gewalt überzeugen. Denn der Heilige Geist schleicht nicht, sondern fliehet öffentlich vom Himmel herab. Die Schlangen schleichen, aber die Tauben fliegen; darum ist solch' Schleichen der rechte Gang des Teufels; das schelt immermehr.

Ich habe hören sagen, wie sich die Schleicher können finden zu den Arbeitern in der Erndte, und auf dem Felde unter der Arbeit predigen, also auch zu den Köhlern und einzelnen Leuten in den Wäldern, und allenthalben ihren Samen säen und Gift ausblasen, wenden die Leute ab von ihren rechten Pfarrkirchen. Da siehe doch den rechten Teufels-Tritt und Griff, wie er das Licht schenket und im Finstern mauset. Wer ist so grob, der hier nicht merken könnte, daß es rechte Teufelsboten sind? Wären sie von Gott und rechtschaffen, so würden sie zu allererst sich zum Pfarrherrn finden, und mit demselbigen handeln, ihren Beruf anzeigen und erzählen was sie gläubten, und ob sie derselbige wolle zulassen öffentlich zu predigen. Würde sie der Pfarrer alsdenn nicht zulassen, so wären sie entschuldigt vor Gott, und möchten alsdenn den Staub von ihren Füßen abschlagen. Denn der Pfarrer hat ja den Predigtstuhl, Taufe, Sacrament inne, und alle Seelsorge ist ihm befohlen. Aber nun wollen sie den Pfarrherrn heimlich ausbeissen mit allem seinem Befehl, und doch nicht anzeigen ihren heimlichen Befehl; das sind rechte Diebe und Mörder der Seelen, Lasterer und Feinde Christi und seiner Kirche.

Hier ist nun wahrlich kein anderer Rath, denn daß beide Aemter, geistlich und weltlich, dazu thun mit allem Fleiß. Das geistliche muß wahrlich das

Volk stets und mit Fleiß unterrichten, dieses oben genannte Stück einbilden, daß sie keinen Schleicher zulassen und lerne sie fragen: Woher kommst du? wer hat dich gesandt? wer hat dir befohlen mir zu predigen? Wo hast du Siegel und Briefe, daß du von Menschen gesandt seiest? Wo sind deine Wunderzeichen, daß dich Gott gesandt hat? warum schleichst du so heimlich zu mir, und krenchest in die Winkel? warum trittst du nicht öffentlich auf? bist du ein Kind des Lichts, warum lehnst du das Licht?

Mit solchen Fragen, achte ich, sollte man ihnen leichtlich wehren; denn sie können ihren Beruf nicht beweisen, und wenn wir das Volk in solchen Verstand des Berufs könnten hinein bringen, so wäre solchen Schleichern wohl zu steuern. Item, daß man sie auch stets unterrichte und vermahne, solche Schleicher dem Pfarrherrn anzusagen, welches sie auch schuldig sind zu thun, wo sie Christen sein und selig werden wollen. Denn wo sie es nicht thun da helfen sie den Teufelsboten und Schleichern, dem Pfarrherrn (ja Gott selbst) sein Predigtamt, Taufe, Sacrament und Seelsorge, dazu die Pfarrfinder heimlich stehlen, und also die Pfarre (so Gott verordnet hat), verwüsten und zunichte machen. Wenn sie solche Vermahnung hörten, und wüßten, daß es die Meinung mit dem Beruf hätte, würden etliche fromme Herzen solche Winkelprediger und Mentsler wohl anzeigen dem Pfarrherrn. Denn, wie gesagt, mit dem Beruf, wo man darauf dringet, kann man dem Teufel wohl bange machen. Ein Pfarrherr kann ja rühmen, daß er das Predigtamt, Taufe, Sacrament, Seelsorge öffentlich und mit Recht inne hat, und ihm befohlen sei, bei dem man auch solches suchen und gewarten soll, aber die fremden Schleicher und Mentsler können solches nicht rühmen; und müssen bekennen, daß sie fremde herkommen und in ein fremdes Amt fallen und greifen. Das kann ja nicht der heilige Geist sein, sondern muß der leidige Teufel sein.

Das weltliche Amt muß auch darauf sehen, und auch also, wie das geistliche Amt, auf den Beruf dringen, und den Schleicher und seinen Wirth fragen: Woher kommst du? wer hat dich gesandt? u. wie droben; und den Wirth auch fragen: wer hat dich diesen Schleicher heißen beherbergen, seine Winkelpredigt hören? woher weißt du, daß der Befehl habe, dich zu lehren, und du, von ihm zu lernen? Warum hast du es nicht dem Pfarrherrn oder uns angesagt? Warum lässest du deine Kirche, da du getauft, ge-

lehret, berichtet bist, und dahin du gehörest, durch Gottes Ordnung, und freuchest in den Winkel? Warum richtest du ein neues an heimlich und unbefohlen? Wer hat dir die Macht gegeben dieses Kirchspiel zu trennen, und unter uns Notten anzurichten? Wer hat dir befohlen, deinen Pfarrherr zu verachten, zu verurtheilen, zu verdammen im Rücken, ehe er verhört und verklagt ist? Woher bist du solcher Richter über deinen Pfarrherr, ja auch dein eigen selbst Richter worden.

Denn solche Untugend und viel mehr begehet ein jeglicher, der sich an die Schleicher hängt, und soll billig darum angesprochen werden. Und ich habe gute Hoffnung, wo die Obrigkeit hierinnen fleißig wäre, es sollte großen Nutzen schaffen, und viel fromme Leute würden sich hüten, und solche Buben helfen ausleuchten, wenn sie wüßten, daß es solche große Gefahr hätte mit den Schleichern, und so viel wezgen sei an dem Berufen oder Befehl. Sonst, wo man nicht auf dem Berufen oder Befehl fest stünde und dränge, würde zuletzt keine Kirche nirgend bleiben. Denn gleichwie die Schleicher unter uns kommen und unsere Kirche zertrennen und verwüsten wollen, so würden hernach auch andere Schleicher in ihre Kirche kommen und zertrennen und verwüsten, und fortan würde des Schleichens und Trennens eins über das andere nimmermehr ein Ende, oder müßte ganz nichts mehr von keiner Kirchen bleiben auf Erden. Das wollte und sucht auch der Teufel durch solche Nottengeister und Schleicher.

Darum heißt's also: Entweder beweiset den Berufen und Befehl zu predigen, oder kurzum still geschwiegen und das Predigen verboten. Denn es heißt ein Amt, ja ein Predigant. Ein Amt kann aber niemand haben, außer und ohne Befehl und Beruf. Darum spricht auch Christus im Gleichniß, Luc. 19, 31.: Daß der Hausherr seinen Knechten nicht gab die Centner, damit sie handeln sollten, er berief sie zuvor und befahl ihnen zu handeln. Vocatis servis (sagt der Text,) et negotiis &c. „Er rief seinen Knechten,“ sagt er, „und hieß sie mit seinem Geld handeln.“ Ein solch vocatus und Befehl soll der Schleicher auch bringen, oder er soll des Herrn Geld in Frieden lassen, oder wird ein Dieb und Schalk erjunden werden. Also gingen auch die Arbeiter nicht in des Hausherrn Weinberg (Matth. 20.), bis sie her Hausherr dingete und hieß gehen, sondern standen vor dem Befehl und Beruf müßig, auch den ganzen Tag.

Also spricht Gott auch von solchen Schleichern Jer. 23, 21. „Sie laufen, und ich habe sie nicht gesandt, sie predigen, und ich habe ihnen nichts befohlen.“ Es hat noch große Mühe und Arbeit, daß die recht predigen und bei rechter Lehre bleiben, so von Gott selber, oder durch Menschen an Gottes Statt gewissen Beruf und Befehl haben: was soll's denn sein ohne Gottes Befehl, ja wider Gottes Befehl und Verbot aus lauter Treiben und Heben des Teufels predigen? Da muß ja keine andere Predigt gefallen, denn aus Eingebung des bösen Geistes, und muß eitel Teufelslehre sein, sie gleichwie sie wolle.

Wer hatte größeren und gewisseren Beruf, dem Aaron, der erste Hohenpriester? Noch fiel er in die Abgötterei und ließ die Juden das güldene Kalb machen 2 Mos. 32, 4. und hernach das ganze levitische Priesterthum fiel das mehrere Theil alles in Abgötterei und verfolgte dazu Gottes Wort und alle rechte Propheten. So war ja König Salomo auch herrlich genug berufen und bestätigt; noch fiel er in seinem Alter und richtete viel Abgötterei an, 2 Kön. 11, 4. Haben die Bischöfe und Päbste nicht hert-

lichen Beruf und Befehl? Sigen sie nicht in der Apostel Stuhl und an Christus Statt? Noch sind sie allesammt des Evangelii ärgste Feinde, schweige daß sie recht lehren sollten und rechten Gottesdienst erhalten.

Kann nun der Teufel die Lehrer, so Gott selbst berufen, geordnet und geweiht hat, betrügen, daß sie falsch lehren und die Wahrheit verfolgen, wie sollte er denn durch die Lehrer, so er selbst ohne und wider Gottes Befehl treibt und geweiht hat, etwas Gutes und nicht vielmehr eitel teufelische Lügen lehren? Ich hab es oft gesagt und sage es noch, ich wollte nicht der Welt Gut nehmen für mein Doctorat. Denn ich müßte wahrlich zuletzt verzagen und verzweifeln in der großen, schweren Sache, so auf mir liegt, wo ich sie als ein Schleicher hätte ohne Beruf und Befehl angefangen. Aber nun muß Gott und alle Welt mir zeugen, daß ich's in meinem Doctorant und Predigant öffentlich habe angefangen und bis daher geführt mit Gottes Gnade und Hilfe. . .

Summa, die Schleicher und Winkelprediger sind des Teufels Apostel, da St. Paulus allenthalben über klaget, „wie sie durch die Häuser laufen und dieselbigen verkehren, lehren immer und wissen doch nicht was sie sagen, oder was sie setzen.“ 2 Tim. 3, 6. Darum sei gewarnt und vermahnet geistlich Amt, sei gewarnt und vermahnet weltlich Amt, sei gewarnt alles was Christen und unterthan sein soll, daß man sich vor ihnen hüte und höre sie nicht. Oder wer sie leidet und höret, der wisse, daß er den leidigen Teufel leibhaftig selbst höret, nicht anders, denn wie er aus einem besessenen Menschen redet. Ich habe das meine gethan und über den 82. Psalm auch davon gesagt; ich bin entschuldigt. Eines jeglichen Blut, der nicht folget gutem treuen Rath, sei auf seinem Kopf.

Hans Sachs.

Eine historische Erzählung

aus der

Reformationszeit.

Von

J. C. Scholz.

(Fortsetzung.)

Zweites Kapitel.

Ein Neujahrstag bei Hans Sachs.

Hell und freundlich prangte am wolkenlosen Himmel die Neujahrssonne des Jahres 1537 und lächelnd begrüßte sie aus ungemessener Ferne herab die ehrwürdige, deutsche Reichsstadt Nürnberg, die über zwölf sauft verschmolzene Hügel ausgegossen, aus der weit sie umkreisenden Sandebene stolz sich erhebend, herrschenden Blicks hinauschaute über das flache Land. Heut lag sie da in feierlicher Ruhe, die gute Stadt, während an den Werktagen das regste gewerbliche Leben in ihr waltete. Gerade damals war nämlich der Flor ihrer Künste und Wissenschaften, ihres Handels und ihrer Gewerbe auf's Höchste gestiegen. Nürnberg mit seinen mehr denn 150,000 Einwohnern war in jener Periode der glänzende Mittelpunkt des römischen Reichs, der Schauplatz der kaiserlichen Hoflager und der Reichstage, wo der Zauber der Majestät und des Fürstenprunks sich vereinigte und spiegelte. Seine 36 bis 40 Fuß hohe Stadtmauer, seine 60 bis 70 Thürme, Bastionen, und Zwinger, seine auf jähem

Felsenberge erbaute Kaiserburg und vor Allem die Treue und Tapferkeit der Bewohner erklären zu deutlich, weshalb die Reichsleinodien und Heiligtümer des deutschen Reichs gerade hier aufbewahrt wurden. — Das mit umfassenden Rechten ausgestattete Stadtre Regiment ward mit Kraft und Würde gehandhabt. An seiner Spitze standen hochgebildete, erfahrene Männer, welche die gesammte Verwaltung in einen musterhaften Zustand zu versetzen wußten. Ein kraftvolles Bürgerleben ließ die schönsten Früchte reifen und erhöhte den allgemeinen Wohlstand. Ein edler Wettstreit bestand unter den verschiedenen Innungen, der Stadt Bestes zu fördern. Damals, in der Blüthezeit der Nürnberger Gewerthätigkeit, zählte man 92 verschiedene Handwerke, und voll und wahr galt das Sprüchwort: „Nürnberger Hand geht durch's ganze Land.“ Unterstützt wurde die Gewerthätigkeit durch vortreffliche Gewerbe-Ordinungen, die häufig von anderen Städten nachgeahmt wurden. Der wachsende Wohlstand erlaubte den Bürgern sich bequeme, mitunter sogar prächtige, Häuser zu bauen, so daß gesagt werden konnte: Die schottischen Könige würden sich glücklich preisen, wenn sie Wohnungen besäßen wie mancher Nürnberger Bürger. Die Gewerbetreibenden legten aber auch zumeist einen erfinderischen Geist und unübertroffene Thätigkeit an den Tag, so daß von ihnen mancherlei Erfindungen gemacht wurden; z. B. die Erfindung des Drahtziehens durch Meister Rudolf, 1360, der Nürnberger Eier oder Taschenuhren durch Peter Hele, 1506, der Gewehrerschloßer, 1517, der Windbüchsen u. s. w. Die alten Nürnberger Gewerbe verstanden es, Schönheit und Dauerhaftigkeit in sinniger Weise zu vereinigen. Das geht noch heute genugsam hervor aus der Pracht und Erhabenheit der Nürnberger Kirchen und der Denkmale eines Peter Bischof, Adamwolf, Wurzelbauer, aus den Steinhauer-Arbeiten von Adam Kräft, aus den Holzschneidereien von Breit Stoß, den Silber-Arbeiten von Janniger, den Rothgießereien auf den Friedhöfen an den Epitaphien, aus den Schlosser- und Schreiner-Arbeiten an dem Getäfelwerk an vielen der alten größeren Häuser.

Durchwandelt man hent die ehrwürdige Stadt, so stößt man überall auf Merksteine erhabener oder wehmüthiger Erinnerungen. Nichtet man beim Gang durch die Straßen das Auge nach oben, so wird es von Erstaunen gefesselt beim Anblick dieser bizarren Giebelbildung, der wunderlichen Thürmchen, Erkerchen, Zacken, Drachen und anderer barocken phantastischen Gestalten, die oft hoch in die Lüfte anstreben, oft weit in die Gassen hineinragen, ganz fremd, originell, einer alten Zeit zugehörend. Längs der steil nach der Kaiserveste ansteigenden Burgstraße erheben sich stolz die hohen Gebäude, in denen die alten, reichen Geschlechter ihre Kaiser bewirtheten, die so gern in das lebensfrohe Nürnberg einzogen, um hier Raft von den Sorgen zu finden, oder auch um von dieser treuen Stätte aus auf den Reichstagen Gesetze und Fehdebrieße zu erlassen. Und aus der Mitte dieser antiken Häusermasse steigen Gottestempel empor, wie sie vollendeter die alte deutsche Baukunst nicht aufzuweisen hat. Das Wunderbarste dieser Bauart bleibt stets, daß sie im Verfall noch ehrwürdiger erscheint, als in der Erhaltung. Hoch und schlank ragen die spitzen Thürme der Sebalds- und Lorenzkirchen in die Lüfte. Und welsch mächtigen Eindruß macht erst das Innere dieser Kirchen! —

Aus den Handwerkszünften ging in jener Zeit auch die *W e h r m a n n s c h a f t* hervor, und Nürnberg war auch in dieser Hinsicht so wohl bestellt, daß es den Kaisern oft wirksamen Beistand leistete. Die Nürnberger Artillerie war die vorzüglichste, seine Kanonen waren die besten.

Dieses stolze, reiche, kunstsinige und gewerbfleißige Nürnberg war bereits 1530 durch Mitunterzeichnung der Augsburger Confession der Reformation Luthers beigetreten, und es waren die Abgeordneten d i e s e r Stadt, welche standhaft erklärten: Unserer Erachtens ist nicht zu weichen, man müßte denn des Kaisers Gnade höher anschlagen, als die Hulb Gottes. Aus dem Allen ergiebt sich, welche hohe Bedeutsamkeit Nürnberg in jener Zeit besaß, sowohl für Deutschland überhaupt, als für die junge evangelische Kirche insbesondere. Und in der That bildete Nürnberg in den Stürmen jener Tage für die Sache des Evangeliums ein sicheres Bollwerk. Gerade die Periode, wo das reine Wort Gottes mit der Gluth der ersten Liebe gepflegt wurde; wo fast keine Zunftversammlung vorüberging, ohne daß man nicht aus Herzensgrund ein luther'sches Lied angestimmt hätte, wobei Niemand ein Gesangbuch aufzuschlagen brauchte, weil die Lieder auswendig gewußt wurden: jene Periode war die Blüthezeit Nürnbergs. Was dem Schaffen seiner Künstler die Weihe verlieh; was die Gewerthätigkeit seiner Handwerker erhöhte; was den Gemeingeist der Bürgerschaft veredelte: war eben der christliche Sinn, das gläubige Erfassen der göttlichen Heilthaten. Indem nun in jener Zeit der Rath der Stadt der Reformation sich anschloß, fest bei ihr beharrte und immer mehr ihre Verbreitung zu fördern strebte, diente er zugleich dem wohlverstandenen Interesse der Bürgerschaft. Nach zwei Seiten aber war das Lutherthum bedroht, einmal durch die Schwärmegeister, sodann durch die Päpstlichen. Wenn nun überhaupt schon bei dem Verhältniß, in welchem das Stadtre Regiment und die Zünfte zu einander standen, die Zunftvorsteher eine nicht unwichtige Stellung und Bedeutung hatten, so ganz besonders in jener Periode, indem der Rath bei seinen Unternehmungen auf die Zünfte sich stützen mußte und so durchweg nur einsichtsvolle und charakterfeste Vorsteher wünschen und brauchen konnte. Nun war Hans Sachs in jeder Hinsicht eine Persönlichkeit, wie sie unter den obwaltenden Zeitumständen zum Vorsteher einer der zahlreichsten und einflussreichsten Zünfte gar nicht geeigneter sein konnte. Deshalb war seine Wahl für den Rath von Wichtigkeit und keineswegs eine leere Formfache. Hans Sachs war ein wohlhabender, ganz unabhängiger Mann, dessen Wort bei seinen Zunftgenossen Achtung und Vertrauen genoß. Dabei war er bescheiden und anspruchslos und strebte nicht über seine Sphäre hinaus. — Die Schwärmegeistigen, communistischen Lehren der Wiedertäufer, die in ganz Deutschland ihre Anhänger hatten und der Sache der Reformation fortdauernd Schaden zufügten, mußten an einem so nüchternen und klaren Manne, wie Hans Sachs, einen entschiedenen Widerfacher finden. Nach der anderen Seite hin war er als ein eifriger Freund und Förderer des Lutherthums fast in ganz Deutschland bekannt und gewürdigt. Lange schon folgte er prüfenden Blicks dem ungeheuren Umschwung des Rades der Weltgeschichte, welchen die Reformation mit sich führte; emsig las er die Schriften der Reformatoren, war mehrmals Luthern nachgereist, um persönlich mit ihm zu verhandeln, schrieb und versandte selbst eine Menge

fliegender Blätter gegen Rom und dessen Priesterwirthschaft, und ließ alle Wägen — Ernst und Spott — springen, um Deutschland, besonders die bürgerlichen, gewerblichen Stände (wie Hutten den ritterlichen) für das Evangelium zu gewinnen. So war denn auch der Nürnberger Meister von Luther und Melancthon hochgeschätzt, die ihn ganz als Freund behandelten. Fest stand er zur Reformation, treu zum Rath seiner Vaterstadt, ehrlich zu seinen Genossen.

Treten wir ihm noch näher und beobachten ihn in seinem Dabein, so finden wir den ächten, christlichen Bürgermann, der auch als Gatte, Vater, Meister den Herrn sucht, bekennt und ihm dient. Um ihn aufzufinden, müssen wir wohl Acht haben, aus welchem Hause uns ein wundervoll, anmuthiger Klang entgegen tönt. Hier ist's, hier in der engen Gasse, hier dies unahnehmlische Haus! Und dieser Klang? Das ist die Poesie des sinnreichen Schusters. Wenn nicht heut Neujahrstag, sondern ein gewöhnlicher Werktag wäre, so schallte uns vielleicht aus diesem Hause der frische Gesang eines frühlichen, von den Gesellen angestimmten Volksliedes entgegen, etwa das:

Ein gnadereich Zeit ist künften daher,
Da kann man hören gute Mähr,
Die Lehr Gottes ist erwacht,
Ist über Mönch und Pfaffen gan,
Sie weinen oder lachen.

Martin Luther ist ein kühner Mann,
Ein groß Spiel hat er gefangen an
Dhn Würfel und ohn Karten;
Wer mit ihm disputiren will,
Der heiligen Gschrift thut er warten zc.

Oder das:

Es reiten drei Reiter zu München hinaus,
Sie reiten wohl vor der Bernauerin Hans,
Bernauerin, bist du drinnen? ja drinnen?

Oder endlich:

Es wohnt Lieb bei Liebe,
Dazu auch Herzleid zc.

Aber heut ist's feierlich still im Hause, kein Singen, kein Hämmern und Hochen. Wie ist schon außen Alles so nett, blank und freundlich. Und inwendig — Alles schlicht, doch gediegen. In der hellen, geräumigen Wohnstube, die zugleich die Werkstätte ist, befindet sich jegliches Ding an seinem Plage. Alles ist seinem Zwecke gemäß geordnet und an der geeignetsten Stelle; nirgends ist Staub und Unrath wahrzunehmen. Die Wände entlang, an den Fenstern, befinden sich die Werkstellen der Gesellen. Hinten in der Ecke steht ein hoher, mit Holzschnitzereien verzierter Schrank, in welchem zugeschnittenes Leder aufbewahrt wird. An dem großen Tische speist die Familie des Meisters gemeinsam mit Gesellen und Lehrlingen. Durch die offene Thür rechts sehen wir ein kleines, sehr freundliches Stübchen. Der Kranke, der darin liegt, ist der fremde Gessell, der am Weihnachtsabende hier Aufnahme gefunden. Gewöhnlich ziehen sich in dieses Stübchen Frau und Kinder zurück, wenn die Umstände es erfordern; hierher führt Hans Sachs vornehme Kunden oder Fremde, mit denen er Vertrauliches zu besprechen hat; hier bringt er auch meist die Morgen- und Abendstunden zu, um ungestört zu lesen und zu dichten. Hier bewahrt auch der fleißige, sinnige Meister seinen Schatz auf, jener große, zierliche Schrank verbirgt ihn listernen Augen. Dieser Schatz besteht indeß nicht aus Gold und Silber, sondern aus Büchern und mancherlei Schriftstücken.

Oben stehen die bedeutendsten griechischen und römischen Dichter und Geschichtsschreiber, aus denen er seine umfassende Kenntniß des Alterthums schöpft. Dann folgen in nächster Reihe die Sagenbücher der alten Deutschen, die Geschichten der neuen Völkermwelt und weiterhin deutsche, italienische und französische Romane. In der Mitte, weil am besten zur Hand, stehen die Werke der Reformatoren: Luthers und Melancthons, deren Studium seine liebste Beschäftigung ist. Weiter liegen hier mehrere tausend seiner eigenen Dichtungen, Schauspiele, Erzählungen und Schwänke, geistliche und weltliche Lieder, alle sorgfältig numerirt und mit dem Datum ihrer Abfassung versehen.

Und Hans Sachs, wo ist er? Dort am großen Tische sitzt er vor dem aufgeschlagenen Buche; um ihn herum sitzen Frau und Kinder, auf der Bank am Kamin Gesellen und Lehrlingen. Feierliche Sabbathstille herrscht in der Stube, und Andacht ruht auf den Gesichtern. Es ist jetzt zwei Uhr Nachmittags, und der würdige Meister ist im Begriff, der Hausordnung gemäß, eine Predigt oder sonst etwas Erbauliches vorzulesen. Heut hat er Luthers Erklärung des 118. Psalmes vor sich liegen und nun beginnt er mit ernster, eindringlicher Stimme: Da uket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich. Dieser Vers ist eine gemeine Dankfagung für alle Wohlthat, so Gott der Herr erzeigt aller Welt täglich, ohn Unterlaß, in allen Dingen, beide, guten und bösen Menschen.“ — Als Sachs die Erklärung der ersten vier Verse gelesen, öffnete sich die Thür und ein kleines, dürftig gekleidets Männechen trat schüchtern ein. Hans Sachs warf einen Blick über das Buch hinaus, und als er den Ankommenden erkannt, nickte er ihm freundlich zu und bedeutete ihm durch Winke, am Tische mit Platz zu nehmen, was jener verlegen that. Allen übrigen war der Eingetretene unbekannt. Es war dies aber Niemand anders, als Meister Stief, den Sachs gestern Abend in der Gewerksversammlung auf heut zu sich eingeladen hatte. Ohne sich weiter stören zu lassen, fuhr nun Hans Sachs in seinem Vorlesen also fort: „In der Angst rief ich den Herrn an, und der Herr erhörte mich und tröstete mich.“ Merk hier die große Kunst und Klugheit des Glaubens, daß er in der Noth nicht hin und her läuft, alle Dren voll klagt, den Feinden flucht und schilt, auch nicht wider Gott murret: warum thut mir Gott das? warum thut er's nicht Andern, die böser sind denn ich? verzagt auch nicht an Gott, der ihm Solches zuschickt, hält ihn darum nicht für zornig oder für einen Feind, wie doch Fleisch, Welt und Teufel eingeben; sondern erhebt sich wider und über Solches alles, und kann Gottes väterlich Herz sehen durch einen solchen unfreundlichen Anblick, und die Sonne erkennen durch solch eine trübe, dicke, finstere Wolke und Wetter. Das ist Kunst über alle Kunst und allein des heiligen Geistes Werk, den Gottfürchtigen und rechten Christen bekannt. Darum lerne hier, wer da lernen kann, und werde ein Jeglicher auch ein Falke, der sich in die Höhe schwingen möge in solcher Noth; und wisse auf's Erste gewiß, zweifle auch nicht, daß ihm Gott solche Noth nicht zugeschiedt zum Verderben, sondern daß er ihn damit will treiben zum Gebet, zum Rufen und zum Streit. Sonst lerneten wir nimmermehr, was Glaube, Wort, Geist, Gnade, Sünde, Tod oder Teufel wäre, wo es immer Friede und ohn Ansehung sollte zugehen, damit würden wir denn Gott nimmermehr kennen lernen. Noth und Angst zwingt

uns dazu und behält uns frei im Christenthum, deshalb uns Trübsal und Kreuz so noth ist, als das Leben selbst, und noch viel nöthiger und nützer, denn aller Welt Gut und Ehre. Es heißt: Ich rief den Herrn an. Nun muß du lernen und nicht dastehen bei dir selbst oder liegen auf der Bank, den Kopf hängen und schütteln und mit deinen Gedanken dich beißen und fressen, sorgen und suchen, wie Du loswerdest und nichts Anderes ansehen, denn wie übel dir's gehe, wie wehe dir sei, wie ein elender Mensch du seiest; sondern wohlauflauf, du fauler Schelm auf die Knie gefallen, die Hände und Augen zum Himmel gehoben, einen Psalm oder Vaterunser vorgenommen und deine Noth mit Weinen vor Gott dargelegt. Er begehrt's, er will's haben, daß du sollst deine Noth ihm vorlegen, nicht auf dir lassen liegen und dich selbst damit schleppen, nagen und martern, damit du aus einem Unglück zwei, ja zehn und hundert machest. Du mußt aber nicht so in den Wind hineinbeten, sondern fest glauben, daß Gott deine Noth kennt und erhöhe. Sonst spottest du und versuchst Gott, daß besser wäre, ganz und gar nicht gebetet. Wirfst du aber recht beten, so giebt dir Gott zum ersten den Trost inwendig, zum Andern die Hilfe auswendig."

Bis hierher hatte Meister Stief gleich den Uebri-gen mit gefalteten Händen dagelassen und andächtig zugehört. Aber jetzt wurde ihm sonderbar zu Muth; allerlei Bilder gaukelten vor seinen Augen hin und her, und seine Gedanken nahmen einen wirren Lauf. Wie ein zweischneidig Schwert war das Gehörte durch sein Herz gedrungen. Noch Niemand hatte so zu ihm gesprochen, und doch paßte jedes Wort auf ihn, auf ihn allein. Er war es, der wider Gott gemurret, die Menschen gescholten und seinem kranken Weibe die Ehren voll geklagt, der daheim geseßen auf der Bank und sündigen Gedanken nachgehungen. Du fauler Schelm, rief er sich selbst zu, auf die Knie gefallen und Augen und Hände zum Himmel erheben! Du Zweifler, du Flucher, du Gotteslästerer, auf die Knie, auf die Knie! Er merkte es nicht, wie unruhig er dasaß und wie sonderbar er sich geberdete. Bald fuhr er mit den Händen in seine Haare, wie ein Verzweifelter, bald faltete er sie wieder und senkte tief, dann wieder wischte er den Schweiß von der Stirn, dann trocknete er die Augen; dabei blickte er ängstlich um sich, und die Farbe seines Gesichts wechselte heinabe von Minute zu Minute. Die Gesellen betrachteten mit Befremden Stiefs Gebahren, und Benjamin, der jüngste Lehrbursche, fand es anfänglich so possirlich, daß er fast laut aufgelaßt hätte, wenn ihm nicht glücklicherweise noch zu rechter Zeit eingefallen wäre, daß der Meister jede Unaufmerksamkeit und Störung während der Andachtsstunde streng rügte, in dieser Hinsicht nicht spaßen ließ, und daß seine züchtigende Hand nicht eben wohlthuend wirkte; endlich aber ward ihm der Anblick des armen Mannes beunruhigend, und er wendete ängstlich sein Auge von ihm weg. — Erst als am Schluß von al-len laut das Vaterunser gebetet wurde, kam Stief wieder zu klarer Besinnung und mit sichtbarer Zerknirschung fiel er betend mit ein: Und vergieb uns unsre Schuld. Und führe uns nicht in Versuchung.

Während hierauf Gesellen und Lehrburschen sich entfernten, reichte Hans Sachs dem erschütterten Manne die Hand, hieß ihn herzlich willkommen und sagte dann zu seiner Ehefrau: „Sieh, liebe Künigunde, dies ist Meister Stief, von dem ich dir schon gestern Abend erzählte.“ Die Hausfrau reichte ihm ebenfalls die Hand und sprach theilnahmenvoll: „Wie geht es heut Eurer kranken Frau?“ „Gott sei Dank, war die Antwort, schon viel besser. Die Freude am gestrigen Abend, als ich so unverhofft einen Gulden heimbrachte, hat sie schon halb gesund gemacht, und die kräftige Suppe heut, o die hat ihr geschmeckt!“

(Fortsetzung folgt.)

Daniel Willei, der christliche Dolmetscher.

Ein Lebensbild aus der Missionsgeschichte von Trankebar.

(Aus dem Leipziger Missions-Blatt.)

(Fortsetzung.)

So z. B. meinte er damals die Ehrebezeugungen und Festgratulationen vornehmer Heiden in Begleitung heidnischer Tänzerinnen (Tempeldivnen) u. dgl. nicht zurückweisen zu dürfen, zumal auch europäische Beamten dergleichen vielfach zuließen. Und obgleich ihm von den so gewöhnlichen Betrügereien eingeborener Beamten, Annahme von Bestechungen u. dgl. nichts nachgesagt wird, so wird uns doch wenigstens ein Fall aus dem ersten Jahrzehnte seiner Amtsführung erzählt, in dem sein Privatinteresse ihn, wenn auch nicht zu einer Rechtsverletzung, so doch zu einer Verletzung der Liebe verleitete, die ihm von der Hand der verletzten Frau, einer ihm nahe verwandten, mütterlichen Freundin, eine körperliche Züchtigung einbrachte. Er besaß damals schon ein Haus in der Stadt, aber den Tamulen ist Poreiar lieber, darnach suchte er sich auch dort ein Haus. Da boten ihm die beiden Söhne jener Frau ein Haus an, das allerdings ihr Eigenthum war, aber der Mutter zur Wohnung diente; und Daniel ging auf ihr Anerbieten ein, indem er ihren Vorgeben, daß die Mutter einverstanden sei, gern glaubte. In dieser Voraussetzung schloß er den Kauf ab und redete dann erst gelegentlich mit der Mutter. Sobald aber diese davon hörte, fuhr sie heftig auf und mißte Daniel ohne weiteres an den Kopf, wie er sich's nicht vermuthet hatte. Das hätte nun wohl kein anderer Tamule so ruhig hingenommen; er aber erkannte, daß er auch gefehlt und der Schuld der Söhne sich theilhaftig gemacht habe und sagte gelassen: „Mutter, ich will euch ja nicht aus dem Hause weisen, bleibt lebenslang darin wohnen, und weil ihr mit dem Kaufe nicht zufrieden seid, so reiße ich den Kaufbrief vor euren Augen entzwei. Ich will eher das Geld verlieren, als euch betrüben.“ Er zerriß wirklich den Kaufbrief und ging stille davon. Sie aber ließ ihn bald wieder rufen und bat um Vergebung, nahm sein Erbieten dankbar an und blieb im Hause bis an ihren Tod. Deshalb standen hernach zwei Häuser auf dem gekauften Grunde, beide dauerhaft ausgebaut. (B. III, 488 ff. VI, 172)

Dennoch war, wie gesagt, sein Christenthum damals nur lau und unbeständig. Es fehlte nicht an Mahnungen zu größerem Ernste und Eifer; und hätten Menschen es daran fehlen lassen, so doch der Herr nicht. Schon wenige Monate nach Daniels Amtsantritt starb plötzlich in der Nacht auf den 27. April 1761 sein Vönnner, der neue Gouverneur Forch; ein Todesfall, der allgemeine Bestürzung und allgemeine Trauer verursachte, und besonders für den neuen Dolmetscher eine warnende Predigt gewesen sein muß. Und wenn die Ordnung der Begebenheiten, wie der Lebenslauf sie erzählt, nicht ganz irrig ist, so muß schon bald darauf ihm selbst Tod und Gericht nahe vor die Seele getreten sein. Denn da heißt es: „ein Sturz vom Pferde, der ihn gegen sechs Monate auf das Krankenlager warf, brachte ihn zum christlichen Nachdenken. Er überlegte: wie wenn du nun plötzlich aus dem Lande der Lebendigen weggerissen, als einer, der bei guter Erkenntniß doch wider Wissen und Willen gehandelt hat, verdammung worden wärest? Und nachdem er wieder gesund geworden war, nahm er bei Glückwünschungen, Festen u. dgl. heidnische Aufzüge mit Musik

und Tänzerinnen nicht mehr an, — und übte mehr das Gebet.“ Das war viel aber noch nicht alles. Er hatte nun, wie sein Lebenslauf sagt, den „Namen daß er lebe; er war aber mit sich selbst weniger zufrieden, als andere mit ihm.“ Da scheint denn die Erfahrung einer besondern Durchhilfe Gottes ihn näher an das Vaterherz Gottes gezogen zu haben. Am 15. Dez. 1773 war Partabusinga-Radja in Tanjore gestorben und sein Sohn Tulaji war König geworden. Deshalb mußte die dänische Regierung von Trankebar nach altem Herkommen und Rechte (A IV, 1403) Gesandte mit Geschenken an den neuen Radja senden, ihn zu gratuliren. Die Angabe im Lebenslauf, daß Miss. Wiedenbrock diese Gesandtschaft begleitet habe, beruht offenbar auf Verwechslung mit einer früheren Gesandtschaft, denn dieser Missionar war gerade in den Monaten nach dem Regierungswechsel todtkrank und litt noch später an den Füßen u. s. w. Auch würde seine Begleitung den Dolmetscher überflüssig gemacht haben. Nur ein uns bekannter Däne und unser Daniel bildeten die Gesandtschaft. Bei der damaligen Macht und Bedeutung des Radja von Tanjore und bei dem indischen Ceremoniel, das zu beobachten war, begreift man aber leicht die große Bangigkeit des 23—24jährigen Dolmetschers, der zum ersten Male vor einem Könige reden sollte. Aber diese große Bangigkeit trieb ihn zum Gebet und Flehen um Muth und Weisheit. Und siehe da, als er nun mit der Gesandtschaft vor dem Könige und allen Großen des Hofes stand, verschwand ihm alle Furcht und er übersezte die dänische Rede des Abgeordneten mit großer Freudigkeit.“ O wie dankbar war er seinem Gott! Aber — der glückliche Erfolg brachte sofort neue Versuchungen, in denen sein Dank sich zu bewähren hatte. Er wurde bewundert, und mit Geschenken und Ehrenzeichen entlassen. Und in dem Hause, das ihm zur Herberge angewiesen war, gerieth er in eine große Versuchung zur Unzucht; der er beinahe erlegen wäre. „Aber er erinnerte sich der eben erfahrenen Güte Gottes, stand eilends auf, und ging hinaus, betete zu Gott und legte sich in seinem Palatin schlafen, ohne daß man wußte, wo er geblieben war.“

Wie Daniel so den Versuchungen und Gefahren seines Amtes gegenüber mehr und mehr eine feste christliche Stellung gewann, wuchs natürlich das Vertrauen der Missionare zu ihm. Doch mag sein freundschaftlicher Umgang mit Tendatschi Pillei und andern vornehmen Heiden sie noch zuweilen bedenklich gemacht haben. Wie schon gesagt, finden wir ihn erst im Januar 1769 in den öffentlichen Berichten erwähnt, aber mit Anerkennung. Und als es einige Monate später Gott gefiel, ihn wieder mit einer gefährlichen Krankheit heimzusuchen, sehen wir die Missionare herzlich besorgt für seine Genesung, weil er, wie sie sagen, „sowohl der dänischen Compagnie als auch unsrer Gemeinde ein bräudlich Werkzeug ist.“ Daß in seinem „Lebenslauf“ eine zweite längere Krankheit nicht erwähnt ist, könnte den Gedanken nahe legen, daß der Verfasser des Lebenslaufs die Zeit der ersten Krankheit irrig angegeben habe und die von ihm berichtete sechsmonatliche Krankheit in Folge eines Sturzes vom Pferde keine andere sei, als das Fieber an dem wir Daniel im Jahre 1769 leiden sehen. Aber dann müßte auch folgen, daß Daniel Willei bis dahin durch Annahme von Ehrebezeugungen mit Musik und Tempeldivnen sich heidnischer Unsitte theilhaftig gemacht habe, womit doch die Anerkennung, die er bereits in den öffentlichen Berichten der Missionare findet, nicht stimmt. Nur über sein persönliches

Verhältniß zu den vornehmen Heiden scheinen die Missionare erst in der Zeit dieser zweiten Krankheit völlig beruhigt worden zu sein. Gleich beim ersten Besuch des Kranken, von dem berichtet wird, kam auch „der vornehmste Heide aus der Stadt“ — offenbar Tendatschi Pällei, den Kranken zu besuchen. „Dieser Mensch,“ bemerkt der Bericht, „liest unsre Bibel und hat bisweilen Hoffnung gemacht, er möchte Christ werden, hat aber nachher dem Heidenthum großen Vorschub gethan. Man hielt ihm das freundlich vor,“ verglich damit das Apostelgeschickte 10 beschriebene, ernstliche Suchen des Hauptmanns Cornelius nach Wahrheit, und „hat ihn flehentlich sich durch Kreuzflüchtigkeit nicht von der Wahrheit abhalten zu lassen, sondern selbst durchzubrechen, und so auch andern behülflich zu ihrem Heil zu werden.“ Das Wort schien eine gute Statt zu finden, zumal Daniel sich selbst mit seinem Freunde unter dasselbe stellte, indem er sprach: „Was Sie dem Heiden gesagt haben, ist auch mir gesagt.“ Darum, als nun alles zum Gebet niederkniete, stieg auch der Heide von dem Sessel hinunter, den man ihm, einem vornehmen Manne, geboten hatte, und setzte sich ebenfalls auf die Erde. (B. I, 325.) Etwa zwei Monate später wird wieder „ein Heide, mit dem Daniel Umgang, hat“ an seinem Krankenbette getroffen; diesem mußte man eine unvermuthete elende Entschuldigung verweisen, und Daniel sagte ihm frei ins Gesicht, er gehöre zu denen, die sündige Dinge für Tugenden halten, durch ihre Verwandtschaft (Kaste) in eiserne Fesseln geschlagen sind und deshalb auch die erkannte und zugestandene Wahrheit verweigern. — Von dieser Zeit an finden sich in den Berichten der Missionare öfters Erwähnung der großen „Bräulichkeit“ dieses „Werkzeuges.“ So finden wir ihn in Correspondenz mit Dr. Knapp andern Missionsfreunden in der Heimath (B. I, 769 1009.); und im Jahre 1773 wird berichtet, daß er das bekannte Büchlein von J. C. Schade „was fehlt mir noch?“ übersetzt, und in seinem Hause in der Stadt regelmäßige Erbauungstunden eingerichtet habe, in welchen solche Uebersetzungen guter deutscher Erbauungsbücher (Arndts wahres Christenthum u. a.) vorgelesen, und gesungen und gebetet wurde, — ein Beispiel, das unter der Leitung seines Schwiegervaters, des Landpredigers, Ambros, zur Freude der Missionare auch in Poreirar Nachahmung fand. (B. I, 1573 ff. III, 1382.)

(Fortsetzung folgt.)

† Pastor F. W. Hoffmann. †

Indem Schreiber dieses sich anschickt, den Heimgang dieses theuren Bruders auch weitem Kreise bekannt zu machen, fühlt er, wie wenig doch von dem eigentlichen Leben eines Christen der Außenwelt bekannt wird. Gott kennt das wahre Leben. Während die leiblichen Augen nur die Neufirnugen eines vorhandenen Lebens, und die nur mangelhaft sehen kann, sieht das allwissende Auge den Anfang, Fortgang und Vollendung des wahren, für die Ewigkeit angelegten, Lebens ohne Einschränkung und Täuschung. Der Lebenslauf eines Kindes Gottes wird erst in der Ewigkeit, wo aller Schein zerfallen ist, recht geschaut. Da wird die Gnade Gottes, die dasselbe gezeugt, erhalten und vollendet hat, recht gepriesen werden. Und diese ganz allein. In den irdischen Lebensbeschreibungen kann man es fast nicht vermeiden, daß mehr oder weniger Ruhm dem Menschen, als solchen gespendet wird, während das, was wirklich des Ruhmens werth ist, der allmächtigen Gnade Gottes allein zugeschrieben werden muß. In diesem Sinne möchten nachfolgende Zeilen gelesen werden.

Pastor F. W. Hoffmann wurde den 4. November 1816 in Durdorf bei Neuwied am Rhein von ehrbaren Handwerksleuten geboren, die ihn christlich erzogen und ebenfalls zu einem Handwerk anhielten. Eine Reihe von Jahren lebte er nach der Welt Lauf, äußerlich ehrbar, aber ohne wahre Gottesfurcht, seine Freude suchend in dem Besitz und den Freuden der Welt, wozu die Großstadt Berlin reichliche Gelegenheit bot. In seinem 23. oder 24. Jahr gelang es Gott, der ja alle verirren Schäflein sucht, ihn aus seinem Welttanmel zu reißen, hauptsächlich durch die Predigten des seligen Pfarrers Kunze. Er suchte und fand christliche Freunde, die ihn in seinem noch unklaren Glaubensleben zur Stütze und Förderung gereichten. Hatte er vor seiner Befehrerung die Gesellschaft der lustigen Weltkinder gesucht, so ging er nun andere Wege. Der Hunger nach göttlicher Erkenntniß war so mächtig erwacht, daß er den lieben Sonntag hindurch von einer Kirche zur andern eilte und des Abends noch die Bibelstunden eines gewissen Lehrers Draeger aufsuchte, überall nach den Lichtstrahlen der biblischen Wahrheit suchend. Gogner, Knaak und Kunze blieben aber seine liebsten Prediger. In jener Zeit bildete sich auch jene Eigenthümlichkeit aus, die ihn bis zuletzt auszeichnete und wodurch er noch lange in vieler Herzen in gutem Andenken bleiben wird, nämlich eine rührende Zuneigung und Sorgfalt für Kranke und Leidende. Er wurde besonders dadurch zum Spott seiner früheren Weltgenossen, daß er nach vollbrachter Tagesarbeit die Kranken in den Arbeiterquartieren aufsuchte, bei ihnen wachte und ihnen oft solche Liebesdienste that, die gerade für den alten Adam am unerträglichsten waren. In derselben Weise nahm er sich der eingefeischten Trunkenbolde und deren Familien an; erstere suchte er, von ihrer unheilvollen Bahn abzubringen, letztere unterstützte und tröstete er, so gut es gehen wollte. Durch solche private Liebesarbeit war er den Leuten bekannt geworden, welche sich auch der Noth und des Elends ihres Volks jammern ließen, unter denen Pastor Kunze sich auch fand. Diese ermunterten ihn sein Handwerk aufzugeben und in den Dienst der „inneren Mission“, zunächst an den Kranken, zu treten. Mehrere Jahre folgte er diesem Beruf in der sogenannten „Charite“, wo er zahllose Nächte hindurch den Kranken und Sterbenden leibliche Dienste und Trost aus Gottes Wort bot. Während dieser Zeit studirte er auch Chirurgie, um in den so häufigen Unglücksfällen hülfreiche Dienste leisten zu können. Aus dieser Anstalt wurde er als Hausvater an eine Kinderbewahranstalt berufen, welchem Beruf er auch so lange oblag, bis er als „Diakon“ in einer der größeren Pfarochien angestellt wurde. In dieser Stellung hatte er nun nicht nur Gelegenheit eine große Erfahrung in der praktischen Seelsorge sich zu erwerben, besonders in den Kreisen, die des treuen Heilandes besonderes Augenmerk auf sich zogen: — denen der „Böllner und Sünder“, sondern fand auch in der wöchentlichen Predigerconferenz eine Schule, die ihn für seine spätere Laufbahn vorzubereiten ganz geeignet war. Zehn Jahre diente er in dieser Stellung und that einen tiefen Einblick in die furchtbaren Schäden, die die Sünde in den Großstädten herrscht. Schreiber dieses hat mehr als einmal die Schmerzesthränen in seinem Auge fließen gesehen, wenn er auf die Tiefen des Elends und der Verworfenheit zu sprechen kam, in welche so viele Tausende unserer getauften Christen versinken sind. Er hatte ein Herz für die Gesunkenen seines Volks und hätte ihnen gern den heilenden Balsam des Evangelii nahe gebracht. Dieselbe

Theilnahme war es auch, die ihn eine Aufforderung von dem damaligen Leiter der Minnesota-Synode, nach dem Nordwesten Amerikas zu kommen, um den eingewanderten Landsleuten Gottes Wort zu bringen, ernstlich überlegen ließ und ihn endlich bewog zu folgen und die Nothen eines amerikanischen Predigers zu übernehmen. Im Jahre 1863 kam er nach Minnesota, wurde bald nach Ankunft ordinirt und einem großen Missionsgebiet im Osten des Staates und weit nach Wisconsin hinein reichend zugewiesen. Daß er treu und fleißig sein Pfund zu verwerthen suchte, bezugen ihm nicht nur seine Amtsbrüder, sondern hauptsächlich die vielen einfachen lutherischen Familien, welche er nach Lake Superior hin, oft mit Lebensgefahr, aufsuchte um ihnen mit Wort und Sacrament zu dienen. Auf diesem von ihm zuerst allein bearbeiteten Felde wirken jetzt vier Pastoren. Er hat sechs Jahre lang die harten Strapazen ertragen und mit Freuden seine Kräfte dem Dienst der zerstreuten Lutheraner gewidmet, hat es auch nicht verschmäht, mitten in der Nacht in die Hütten der Irländer und Schweden zu treten, wenn ein Schwerkranker seine Hilfe begehrte und kein näherer Arzt zu haben war. Im Jahre 1869 bekam er einen Beruf von der Gemeinde in Shafopce, dem er auch folgen zu müssen glaubte, da er merkte, daß seine Kräfte für ein so großes Gebiet nicht mehr ausreichen wollten. Von dort aus bediente er auch die Gemeinde in Jordan, bis sie einen eigenen Seelsorger berufen konnte. Als dieses, wie er und andere mit ihm hofften, glücklich zu Stande gekommen war, beschränkte er seine Arbeit auf Shafopce allein, denn schon nagte das Uebel an ihn, das seinem so bewegten Leben ein Ziel setzen sollte. Es wurde ihm bald klar, daß der treue Gott ihn anspannen wollte. Was seine liebe Gemeinde nicht eher glauben wollten, als bis er fast darnieder lag, nämlich, daß er zum Tode krank sei, weil er auf der Kanzel und in allen anderen Amtsverrichtungen seine Schwäche zu beherrschen wußte, das erkannte er schon ein Jahr vor seinem Heimgang. Während er daher bei seinen Gemeindegliedern und auswärtigen Freunden stets der heitere und lebenswürdige Mann blieb, da er unter dem Gefühl seine Leiden trug, daß er und kein anderer seine Last zu tragen berufen sei, so merkten doch vertraute Freunde und Amtsgenossen, daß seine Gedanken und Wünsche je länger je mehr in der Ewigkeit ruhten und oft auch Ausdruck suchten, in einer ernstlichen Sehnsucht nach der Ruhe, die kein Ende nimmt. Er hatte jedoch einen schweren Gang zu gehen. Ueber ein Jahr lang hatte er unausgesetzt immer heftiger werdende Schmerzen zu erdulden. Lange Wochen hindurch unterrichtete er vom Bette aus seine Confirmanden, stand Freitag und Samstag so lange auf um sich auf seine Predigt vorbereiten zu können, predigte am Sonntag mit gewohnter Kraft und sank dann wieder erschöpft auf sein Schmerzenslager. Er that es nicht anders, er wollte so gern in voller Thätigkeit bleiben bis zum Ende. Aber auch diesen Wunsch mußte er aufgeben. Zwar hat er seine Confirmanden bis zu ihrer Confirmation regelmäßig unterrichtet, auch dann noch als seine Schwäche es nicht mehr erlaubte, das Bett zu verlassen, aber die Einsegnung selbst mußte er einem Amtsbruder übertragen. Das war sein letzter Amtschmerz. Seine körperlichen Schmerzen dauerten noch mehrere Wochen. Gottlob! Er konnte sie mit großer Geduld ertragen, und kam es auch öfters so weit, daß er seufzen mußte: Ach Herr wie so lange! so fand er doch stets nur Veranlassung die unendliche Gnade und Barmherzigkeit Gottes in

Christo zu preisen, der alle seine Sünden längst getilgt hatte am Stamme des Kreuzes. Der heran- nahende Tod brachte ihm keine Schrecken, wußte er doch, daß sein Erlöser lebt. Nur etliche schwere, an- sechtungswolle Tage waren ihm noch beschieden, und es schien, als ob „der alt' böse Feind“ ihm noch schwere Noth machen dürfte. Aber Gott half ihm aus dem Allen. Zuletzt gab er ihm noch etliche Wochen verhältnißmäßiger Ruhe für den so sehr matten Leib, so daß selbst eine leise Hoffnung auf Wiedergenesung sich einschleichen wollte. Es war dies die letzte irdische Erquickung, die dem Schlußact seines langen Leidens voranzuging. Am Montag vor dem Himmelfahrtstage verschlimmerten sich alle Symptome. Der Schmerz wüthete fast unangese- setzt Tag und Nacht. So brach der liebe Himmels- fahrtstag an. Nach Mittag, als seine so unermüd- liche Pflegerin und hingebende Gattin ihn in einer sitzenden Stellung stützte, wurde ihr aus seinem Be- finden die Gewißheit, daß sein Weilen bei ihr nur noch ein kurzes sein könne, und brach in die thränen- schwere Worte aus: Du sollst wohl heute auch deine Himmelfahrt halten, theurer Mann! der müde Dulder blickte sie hierauf mit einem unendlich ge- trösteten Blicke an und sprach: „Das gebe Gott, der treue Heiland.“ Das waren seine letzten Worte. Er hatte längst alles vorher mit seiner so tief gebeugten Gefährtin und seinen Amtsbrüdern für den Fall sei- nes Heimgangs geordnet, und konnte darum um so un- gestörter die letzten lichten Stunden zur Uebung des Glaubens verwenden. Gott schenkte ihm einen sauberen Ausgang aus dem Thal der Leiden, so saust, daß die Umstehenden es kaum bemerkten. Er hat das, was wir „Tod“ nennen, nicht geschmeckt, bloß der Weg zu diesem „Thor des Lebens“ war seinem Körper schwer geworden. Am Tage der Auffahrt seines Meisters und Erlösers, den er so freudig be- kannte, durfte er das herrliche Auskly schauen, das ihm so oft im Pilgerthal das Herz im Glauben er- frischet.

Seine sterbliche Hülle wurde am darauffolgenden Montag der Erde übergeben, wobei die Pastoren Streißguth und Volkert amtirten. Die zahlreiche Bethheiligung der Gemeinde nicht nur, sondern der gesammten Bevölkerung Shakopees, sowie die aus vielen fremden Augen quellenden Thränen bezeugten es, daß sein Wandel und seine oben berührte Liebe zu allen Kranken und Leidenden eine ungetheilte Achtung und herzlichste Gegenliebe erweckt hatten. Wir, seine hinterbliebenen Freunde und Mitarbeiter, trauern über den Verlust, der unserem kleinen Kreise durch seinen Heimgang geworden ist, während er sich freut mit „unansprechlicher Freunde.“ Wir wollten es uns aber gesagt sein lassen, was derselbe uns predigt, nämlich zu „wirken so lange es Tag ist; es kommt die Nacht da Niemand wirken kann.“

Soll nun dem ausgesprochenen Grundsatz gemäß die Gnade Gottes an seinem vollendeten Werke durch diese Zeilen gepriesen werden, so muß ich noch etliche Seiten seines durch die Gnade geheiligten Charakters berühren. Die erste und besonders in den letzten Jahren immer stärker hervortretende, welche ich nennen will, war eine ungeheure De- muth, ein Verzagen an aller eigenen Kraft und eigenem Vermögen. Er war viel von der Aufse- chung geplagt, daß er zu dem hohen und heiligen Amte, das die Verführung predigt, untüchtig sei und darum dasselbe niederlegen sollte. Es drückte ihn je länger, je mehr, daß er doch eigentlich keine schulgemäße Vorbereitung für seinen Beruf empfan- gen hatte. Das wendete Gott jedoch zu seinem und seiner Gemeinden Heil. Sein Herkommen und sein

ganzes früheres Leben lagen ja in der Union. Die Minnesota-Synode war damals, als er eintrat, auch ganz von einem unionistischen Geist gefesselt. Aber mit welchem Eifer ergriff er das Panier des reinen lutherischen Glaubens, als er merkte, wie verkehrt er mit andern gestanden hatte! Auf seinem langen Krankenlager hat er außer der rettenden Gnade Jesu, nichts so sehr mit Dank und Thränen gerühmt, als dieses, daß er und die Synode aus den Kämp- fen der unionistischen Schwärmerci heraus geleitet waren. „Ach, daß Gott mit unserer arnselfigen Erkenntniß und Predigt so lange Geduld haben konnte!“ war mehr als einmal das Thema seines Gesprächs. Diese Lust an und sein Hunger nach Erkenntniß der Wahrheit, machten ihn auch zu einem solchen unermüdlischen Leser reiner Schriften und zu solch' einem regelmäßigen Besucher der Paster- val-Conferenzen, wie er war und wodurch er vielen zur Beschämung wurde. Doch es sei genug. Es bleibe beim Eingang dieser Zeilen: Das eigentliche Leben eines Christen kennt nur Gott. Sonst wäre sein liebenswürdiges und wahrhaft seines Auftreten gegen Jedermann noch hervorzuheben, das selbst Ungläubige hinriß, wiewohl er seinem Christenbe- kenntniß nichts abfeilschen ließ und vieles Andere aufzuführen. Er bleibe bei uns im gesegneten An- denken. Es ist der erste, der aus der Reihe der Minnesota-Synode durch den Tod gerissen worden ist. Gott helfe uns Uebrigen in treuer Weise zu haushalten und schenke uns im Christi willen einen seligen Heimgang. Amen. S.

Die evangelisch-lutherische Synode von Minnesota

hielt ihre diesjährige Sitzung vom 3. — 9. Juni in der Gemeinde des Herrn Pastors Christ. Bender zu Redwing und wurde mit viel Liebe von Seiten der Gemeinde sowohl wie von deren Seelsorger beher- bergt. Gott gab auch herrliches Wetter, sodaß, was das Außerliche betraf, die Belegenheit zu einer rechten Erholungszeit wurde für die abgearbeiteten Pastoren. Größeres und Herrlicheres wurde den Gliedern in der Glaubenseinheit und in der Ge- meinschaft des Evangelii zu Theil, deren sie sich ungestört freuen durften. Die Lehrverhandlung, welche auch dieses Jahr sich um „die christliche Ge- meinde“ drehte, machte es lieblich offenbar, welch großen Segen der Herr der Kirche auch uns in dieser letzten Zeit geschenkt hat, beides an Erkennt- niß der heilsamen und freimachenden Wahrheit und an der freudigen Zustimmung zu derselben. Ihm sei Dank und Ehre dafür. Solcher Segen wird auch nicht verschlossen bleiben in den Wenigen, die Ihn zuerst bekamen. Er wird hinausgetragen von Predigern und Delegationen in die Gemeinden und wird fort und fort Frucht wirken.

Doch die Noth darf bei Christen auch nicht fehlen. Sie ist der heilsame Sporn, die Waffen des göttli- chen Wortes hervor zu suchen und im Gebrauch derselben sich zu üben. Eine Noth, welche wir mit andern Kirchenkörpern gemein haben, ist die der „geheimen Gesellschaften“, welche nun auch auf dem Lande um sich fressen, wie der Krebs. Es mußte daher auch die Frage behandelt werden, wie man am evangelischsten mit denen zu verfahren habe, die in die Reihe dieser geheimen Bündler gerathen sind? Vor allen wurde betont, daß auch diesem gefährlichen Nebel gegenüber nur das Evangelium von Christo das rechte Heilmittel sei. Dieses allein kann die Herzen frei machen von der Sucht nach bloß irdi- schen Gewinn, welche doch bei den Meisten den Weg zur Loge gebahnt hat. Dieser allein kann den

lebendigen: Glauben an Christum wecken, der alle Mächte der Finsterniß flieht, weil er aus Gott ge- boren ist. Der Glaube ist der Sieg, der die Welt überwinden hat. Es ist demnach darauß das Au- genmerk zu richten, daß den irrrenden Christen aus Gottes Wort klar wird, wie sie durch ihre Gemein- schaft mit einer Gesellschaft, die grundsätzlich Chri- stum verleugnet und des Heiligsten Wort ganz schamlos verdreht, sich fremder Sünden theilhaftig machen und in die größte Seelengefahr gerathen. Die Aufrichtigen werden sich durch Gottes Wort weisen lassen und die Unredlichen werden auch nicht verborgen bleiben. Die von der Liebe gebotene Geduld in der Lehre und eine weise evangelische Behandlung, werden unter Gottes Segen auch diese Noth in Heil für unsere Gemeinden ver- wandeln.

In Betreff anderer behandelten Punkte muß auf die demnächst erscheinenden, vollen Verhandlungen verwiesen werden.

Doch noch eines Lichtpunktes will ich gedenken. Auf den Sonntag war nämlich ein Missionsfest in der benachbarten Gemeinden des Pastors Horst ver- anstaltet, welches denn auch in einem an die Kirche grenzenden Wäldchen abgehalten wurde. An 800 Personen, nach geringer Schätzung, theilnahmen sich an der Feier. Die Pastoren Volkert und Siegrist waren die Festredner. Sie zeigten, daß die Liebe, welche aus dem wahren Glauben kommt, die Chri- sten antreibe, äußere und inhere Mission zu treiben. Zwar war die erhobene Collekto im Verhältniß zur Festversammlung nur eine geringe (\$36.65), aber das hatte seinen Grund in der maßgelassenen Vor- sehung, dieselbe zu erheben, und außerdem bemessen wir Lutheraner die Stärke des vorhandenen Glauben nicht nach Geldsummen und trauen es der Gnade Gottes zu, daß sie fort und fort das Saat- korn des Evangelii fruchtbar machen kann. Dieser Gnade sei auch die Frucht der gesammten Synodal- erfahrung anheimgestellt. S.

(Für das Gemeinde-Blatt.)

An die Gemeinden der Ev.-Luth. Synodalkonferenz in Nord-Amerika.

Geliebte Brüder im Herrn!

In dem am 1. Okt. letzten Jahres erschienenen „Lutheraner“ wurde ein eingehender Bericht gegeben über die wunderbare Entdeckung eines neuen Wai- senhauses zu Addison, Du Page Co., Ill., und die Liebe der lutherischen Christen hiesigen Landes für dasselbe erbeten. Diese ist ihm denn auch durch Gottes Gnade in so reichem Maße widerfahren, daß die Anstalt am 18. Sonntag p. Trin. '73 mit einzwölfen 6 Kindern durch entsprechenden Predigt- Gottesdienst eröffnet und bei fortwährender Zunahme der Kinderzahl bis auf jetzt 16 seither erhalten werden konnte. Auch anderweitig hat unser Herr und Gott seinen Segen in reichstem Maße gege- ben. Besonders haben wir zu Seiner Barmherzig- keit zu rühmen, daß Er uns von vornherein solche Waisenkinder gegeben, die ihre gar schwere Arbeit im rechten Geiste, mit großer Treue und rechtem Geschick nach Möglichkeit gelöst haben. Und die Frucht ihres Wirkens ist denn auch schon gar lieb- lich zu schauen. Zwar hat sich auch schon bei diesem oder jenem der Kinder, die meist vor ihrem Eintritt in das Waisenhaus nicht bloß ohne alle christl. Erziehung so weit herangewachsen, sondern theilweise auch ohne alle und jede auch nur äußer- liche Zucht gewesen und daher ganz verwildert wa-

ren, der alte Adam in seiner häßlichsten Gestalt gezeigt, so daß es viele Liebe und große Geduld erforderte, sich solcher Kinder anzunehmen; aber nicht bloß gedeihen die Kinder alle leiblich gar wohl, sondern es ist auch offenbar das täglich im Hause und so auch der größeren Anzahl nach in der Schule mit ihnen getriebene Wort Gottes eine Kraft, die schon herrlich sich als solche erwiesen hat. Wie nun aber der Herr uns, so zu sagen, gezwungen hat, die Anstalt zu errichten, so drängt Er uns jetzt zu einem Neubau für dieselbe. Das einstweilig für dieselbe verwendete Häuschen ist mit seinen 19 Bewohnern schon überfüllt. Wäre Raum genug vorhanden, so hätten wir jetzt wohl schon mindestens 25 — 30 Kinder, da wir schon betreffs einer Anzahl derselben das Aufnahmegesuch haben abschläg- lich bescheiden müssen und Andere in Folge davon gar nicht angefragt haben, so gern sie uns auch die Kinder anvertraut hätten. Da einige solcher armen Kinder sind zu unserm größten Leidwesen schon den Papisten und andern Falschgläubigen in die Hände gefallen! Wo sollen nun die Mittel zum Bau herkommen? Gott, dessen Werk wir treiben, wird's ja versehen! Will Er's aber nicht durch die von Ihm entzündete Liebe Seiner lieben christgläubigen Kinder thun? Gewißlich! Wir gehen durchaus nicht mit großartigen Plänen um, sondern gedenken nur nach dem zunächst vorliegenden Bedürfnis zu bauen. Die Nähe einer so großen Stadt wie Chicago, nach der sich ein so bedeutender Theil der deutschen Einwanderung zieht, stellt es zwar wohl ziemlich außer Frage, daß in wenig Jahren Hunderte armer Waisenkinder uns zugeführt werden könnten; allein theils wagen wir nicht, die Liebe der Brüder gleich auf einmal zu sehr in Anspruch zu nehmen und theils halten wir uns fest überzeugt, daß die Zahl von 50 Kindern die höchste ist, die von Einem Hausvater, wie treu und begabt für sein Amt er auch sei, in wahrhaft christl. Weise erzogen werden kann. Nur für eine solche Zahl also wollen wir vorläufig bauen, es der Zukunft überlassend, ob und wann ein zweites Haus gebaut werden muß und dem Herrn fröhlich vertrauend, daß er uns auch dann wieder helfen wird, Sein Werk weiter zu treiben. Der von der Waisen-Gesellschaft gefaßte Beschluß geht nun dahin, daß falls von den luth. Eigenthümern von Ziegelbrennereien in Chicago, wozu wohl Aussicht vorhanden ist, die Hälfte der zum Bau erforderlichen Steine geschenkt wird, derselbe solide ausgeführt werden soll, was ja, abgesehen von Anderem, besonders gegen Feuersgefahr einen großen Vorzug haben würde. Aller überflüssige Schmuck soll vermieden werden. Gleichwohl wird ein für 50 Kinder einigermaßen zweckmäßiges Haus wohl immer auf \$7000 bis \$8000 zu stehen kommen. Dazu kommt nun noch, daß an dem angekauften Lande diesen Herbst ein Termin zu zahlen ist, der sich, sammt Zinsen, auf etwa \$1200 beläuft, nicht davon zu reden, daß schon beim jetzigen Bestande der Anstalt monatlich etwa \$100 für den Hauszweck verbraucht werden, die meist von den lieben Zweigen der Waisenhaus-Gesellschaft von Nord-Illinois — bis jetzt 13 Gemeinden und drei Vereinen — beigesteuert werden. Können nun wohl diese Zweige allein, bei all ihren zum Theil nach sehr großen eigenen Gemeinde-Bedürfnissen, jene größeren Summen erschwingen? Zwar werden wohl sie vor Andern Housecollecten anstellen für den Bau und einmal recht tief in die Taschen greifen; allein das Ergebnis wird doch noch längst nicht genügen. So müssen wir also wohl unsere Bitte etwas weiter ausgehen lassen. Aber selbst auch dann, wenn jede

rgendwie mit der Synode von Missouri u. s. w. in Verbindung stehende Gemeinde — woran wir nicht zweifeln wollen — unsere Bitte zu Herzen nimmt, so wird's nicht reichen, indem diese durch Gottes Gnade noch in drei anderen Landesgebieten ähnliche Wohlthätigkeitsanstalten hat, die gleicherweise, je nach vorliegendem Bedürfnis, ihre Liebe in Anspruch nehmen. Darum geht denn nun auch unsere Bitte nicht nur an diese Gemeinden, sondern gleicherweise auch an alle die lieben Brüder in allen sonstigen Gemeinden, die mit der Ehrw. Ev.-Luth. Synodal-Conferenz in Verbindung stehen, und zwar auch besonders ermutigt, dadurch, daß § 5 der Constitution dieses Körpers eben auch die Waisenhausache zu einem Gegenstand gemeinsamer Thätigkeit der mit ihm verbundenen Zweige macht. So laßt denn, theure Brüder! unsere Bitte, uns an dem Werke des Herrn unter uns an den armen Waisenkindern zu helfen, nicht unberücksichtigt! Jeder gebe nach der Willigkeit und dem Vermögen, wie's der Herr beschieden! kommt dann von dem einen oder anderen Orte auch nur ein geringer Beitrag: Viele Tropfen machen wohl einen Bach, ja einen Strom, wie's eben noth thut, und auch auf das Wenigste wird der Herr, der rechte und allertreueste Waisenvater, Seinen Segen für Empfänger und Geber legen. Je eher die Gaben eintreffen, desto besser, damit doch, so Gott will, schon vor Eintritt des Winters das Haus als ein Denkmal der Treue unseres Gottes und Heilandes und der Liebe Seiner theuern Kindern bestehen möge und bezogen werden könne.

Die Beiträge werden erbeten unter der Adresse des mitunterzeichneten Schatzmeisters der Waisenhaus-Gesellschaft: Herrn Bartling, Addison, Du Page Co., Ill. Werden sie in money orders geschickt, so sollen diese an den Postmeister in Chicago zu Herrn Bartling's Gunsten ausgestellt sein und dieser bei Empfang derselben genau benachrichtigt werden, wer die money order hat ausstellen lassen.

Gott mache Herzen und Hände willig und fördere Sein Werk zu Seines Namens Ehre und dem zeitlichen und ewigen Heil vieler armen Waisen!

Mit herzlichem Gruß in Christo Jesu, unserem einigen Heiland.

A. G. G. Franke, }
E. A. F. Sells, } Direktoren.
Mart. Grosse, }
H. Bärtling. }

W. Leeseberg, }
H. C. Zuttermeister, } Trustees.
Gust. Brauns. }

Kirchliche Chronik.

Als wir nach dem letzten großen Kriege, wird der „Kreuztg.“ aus dem Elsaß geschrieben, durch den Friedensschluß von 1871 wieder mit Deutschland vereinigt wurden, da konnte jeder treue Elsässer nur das eine wünschen: daß alles Gute, was auch unter französischer Herrschaft noch geblieben, erhalten und besonders alles Recht geschützt und gewahrt bleibe. Besonders mußte es jedem treuen Lutheraner hart anliegen, daß die bisher auch von den röm.-kath. Machthabern anerkannten Rechte der luth. Kirche keineswegs geschädigt würden. Ob man auch wußte, wie in Preußen gewisse Leute eine Vorliebe für die Union haben, so hoffte man auch wieder zuversichtlich, daß das Herscherhaus, das als Devise das Wort *Suum cuique* erwähnt hat, es sich zur Ehre rechnen würde, das Recht der luth. Kirche des Elsaß zu handhaben. Im Jahre 1871 schien es zwar, als ob man mit neuen „Organisationsplänen“ für diese

unsere Kirche umginge. Es kam jedoch, wohl nicht zu unserem Schaden, nichts Neues zu Stande. Die Regierung schien von dem Gedanken abzugehen, alles in dem Zustande zu lassen, wie sie es angetroffen hatte. Das war insofern gut, als es das alte gute, bisher gültige Recht betraf. Wenn man aber meinte, die verdorbenen ungesetzlichen, willkürlichen, allem Recht hohnsprechenden Zustände, die der Nationalismus geschaffen, wären gewissermaßen das Recht: so war man völlig im Irrthum. Leider schien solche Meinung maßgebend zu sein. Man ließ das größtentheils aus liberalen Mitgliedern bestehende Direktorium machen was es wollte; ohne Rücksicht zu nehmen auf deren Abweichungen von der allein zu Recht geltenden Lehre der Kirche. Auf zahlreiche Protestationen aus verschiedenen Gemeinden schien man nicht zu achten. Selbst notorische Majoritäten von gläubiger Seite fanden keine Berücksichtigung. Es ist gewiß nicht zu verlangen, daß unsere Kirche Augsburg. Konfession nach diesem und allen ihren übrigen Bekenntnissen regiert werde, und daß man besonders auch an der theologischen Fakultät zu Straßburg solche Professoren aufstelle, die treu auf dem Konfessionsgrund der luth. Kirche stehen. Wir haben um so mehr Ursache unser Recht geltend zu machen, da wir als luth. Christen nach Gottes Wort treu zu Kaiser und Reich stehen, während die Liberalen des Elsaß im Grunde nur weltliche Demokraten sind, wie es sich ja jüngst im Reichstag selbst auch herausgestellt hat. — Daß die neueste Maßnahme der Regierung solchen berechtigten Hoffnungen nicht Rechnung getragen, dieselbe vielmehr wieder dem Liberalismus zu Willen gehandelt, indem sie endlich nach viermonatlichem Warten entgegen der positiven Wahl einer positiven Mehrheit einen liberalen Inspector ernannt hat, sodas nun alle fünf Inspectorate des Elsaß mit Liberalen besetzt sind: dieses aller Billigkeit und Gerechtigkeit widersprechende Verfahren haben wir bereits mitgetheilt. Und von der ebenfalls schon mitgetheilten Ernennung des Inspectors Ungerer zum Mitglied des Direktoriums urtheilt der „Ev.-Luth. Friedensbote“: auch durch diese Ernennung hat die Kirche Augsburg. Konfession eine neue Kränkung ihrer unverbrüchlichen Rechte erhalten! Wie lange und wie weit, muß man da in der That fragen, wird auf diesem schiefen Wege noch fortgeschritten werden? — Daß aber im Elsaß der Protestantenverein, trotz aller Gunst der Kirchenbehörde, noch lange die zu Recht bestehende luth. Kirche nicht zu Grabe getragen hat, bezeugte auf die schlagendste Weise ein luth. Missionsfest, welches am Pfingstmontag in Rothbach, einem kleinen Dorfe des Unterelsaß, abgehalten wurde. In den fünf und zwanzig Jahren, seit welchen dieses Missionsfest in jener Gemeinde gefeiert wird, haben sich Theilnehmer von Jahr zu Jahr vermehrt. Zwei- und dreißig Gemeinden waren diesmal dabei vertreten und die Einnahme überstieg 800 Frs. Ungeheuer war die Menge und gab dem Tag den Charakter eines echt kirchl. Volksfestes. Die Kirchenbehörde sieht freilich scheinbar dazu, und solchem Fest beizuwohnen, heißt keineswegs ihre Gunst gewinnen. Wie schattenhaft sind dagegen die Missionsfeste des Protestantenvereins! Eines derselben in Gerstheim lieferte den Ertrag von 33 Frs. Freilich, wer die jointäglichen Wanderungen durch das ganze Unterelsaß sähe, wie Leute genöthigt sind, oft zwei oder drei Stunden zu gehen, um ihre Kirche zu finden, die sie in ihrer Gemeinde haben sollten, der müßte schon gestehen, daß die Elsässer dem Protestanten-

verein nicht grün sind. Es giebt Gemeinden genug, die vergeblich gläubige Pfarrer vom Direktorium verlangt und gegen aufgedrungene Protestantenvereiner Protest bei der Regierung eingelegt haben. Alles vergeblich! Daß bei solchen Umständen dem Sektenwesen Handleistung gethan wird, liegt am Tage. (Luthardt.)

Der Mecklenburgische Gotteskasten, eine Unterstützungskasse für bedrängte und hilfsbedürftige lutherische Glaubensgenossen, hat im Jahre 1873 eine Einnahme von 2324 preuss. Thaler gehabt, davon der Jowa-Synode 551 Thaler zufließen. Nach Münkels „Zeitblatt“, dem wir diese Zahlen entnehmen, soll die Jowa-Synode seit 20 Jahren bis zu 400 Gemeinden angewachsen sein. Nach Brobft's Calendar für 1874, der immer noch die zuverlässigste Quelle für die Statistiken der luth. Kirche in Amerika ist, zählt jedoch die Jowa-Synode nur 182 Gemeinden, von denen eine große Anzahl noch dazu sehr klein sein müssen, weil die ganze Synode nur 12,500 Communicanten zählt, also durchschnittlich für jede Gemeinde nicht ganz 69 Communicanten oder ungefähr 20 Familien. Wer nun dem Mecklenburger Gotteskasten solche Berichte über die Größe und das Gedeihen der Jowa-Synode hat zukommen lassen, wissen wir nicht; es ist jedoch nicht unmöglich daß der betreffende Berichterstatter durch die chylastische Brille, deren Gläser von den „Hoffnungen besserer Zeiten“ für die Kirche und besonders für die Jowa-Synode ganz grün gefärbt sind, gesehen hat.

Welchen Ernst man mit den berichtigten vier Punkten im General-Council macht und wie man dessen so entschieden und klar sein sollende Erklärungen über dieselben versteht, zeigt die sogenannte ehrwürdige Mutter-Synode von Pennsylvania, indem auf ihrer jüngsten Sitzung in Lancaster die reformirte Synode wiederum durch einen Delegaten vertreten war, und dieser und der Herr Präsident sich gegenseitig Complimente sagten und von so etwas wie Einigkeit im Glauben jetzt oder in Zukunft durchschimmern ließen. Oder ist dies einer von den Ausnahmefällen, dessen Entscheidung den gewissenhaften Pastoren überlassen wird? Z.

Civilisation. — Unter den nachgelassenen Papieren des berühmten Afrika-Reisenden Dr. Livingstone befindet sich ein Brief an Gordon Bennett, welchen er kurz vor seinem Tode geschrieben hat. Derselbe enthält eine Aufforderung, in das Innere Afrikas einzudringen, und sich der wirklichen Heiden anzunehmen. „Sie haben,“ sagte er, „ihre Fehler, aber sie haben auch Eigenschaften, die Euch Achtung abnötigen werden.“ Mit den wirklichen Heiden weist er auf die andere Klasse von Heiden hin, die unter dem Einflusse der europäischen Civilisation stehen, und nicht mehr wirkliche Heiden sind. „Alle heidnischen Stämme, schreibt er, welche in Verbindung mit den Arabern und Portugiesen stehen, haben unter der Sklaverei und dem Religionshader dieser sogenannten Civilisationen zu leiden, und sind deshalb auf alle Fremden schlecht zu sprechen. Ein ganzes Menschenleben reicht nicht hin, um alle Laster und Vorurtheile auszurotten, welche diese angebliche Civilisation erzeugt hat. Um diesen Erdtheil zu civilisiren, muß man daher mit dem Innern beginnen, wohin die angebliche Civilisation noch nicht gedrungen ist. In gewisser Hinsicht sind die Uebel, welche

Afrika verwüsten, unüberwindlich. Als ich zu den Kakololas und anderen Völkern des Innern kam, faßte ich die Hoffnung, daß man Afrika zu einer Wiedergeburt bringen könne. Ich glaubte, man könnte bei den Kakololas mehr ausdrücken, denn St. Patrick in Irland. Aber ich wußte damals nicht, daß ich allenthalben von Portugiesen und ihrem Sklavenhandel umgeben war, einem Handel, der ein wahrer Fluch des Himmels zu sein scheint, und jedem Fortschritte unüberwindliche Schlagbäume entgegenstellt. Heut habe ich nicht mehr so viel Hoffnung, ich weiß nicht, wie das Uebel zu einem guten Ende kommen soll.“ Die Civilisation hat Livingstone nicht verachtet, wenn man gleich fragen muß, ob unsere Civilisation den Heiden zuträglich oder überhaupt nur zugänglich ist. Dagegen, die Civilisation, welche den Heiden meist gebracht wird, besteht in einer selbständigen und barbarischen Ausnutzung der Heiden, wofür diese als Gegenleistung ein Heer mörderischer Laster empfangen. Jedoch zu dem Kulturkampfe unserer Zeit scheint auch das zu gehören, daß man die Gebrechen der Mission an den Pranger stellt, aber den Fluch der angeblichen Civilisation, wenn nicht verschweigt und beschönigt, doch in keiner Weise abzustellen versucht.

(Münkel.)

Neue Sekte. — Im ohnehin sektenreichen Woodford County, Missouri, ist vor Kurzem eine neue Kirchengemeinde, die der apostolischen Brüder, gegründet worden. Ihre Kirche enthält einen großen Speisesaal, in dem jeden Sonntag nach der Predigt ein herzhafter Lunch aufgetragen wird, an welchem sämtliche Mitglieder theilnehmen und in dessen Pflanzung dieselben der Reihe nach abwechseln. Jeder Apostel (es sind meist Badenser und Schweizer), hat seinen Wein und Most im Keller, und eignet ungefähr 200 Acker Land. Ob sie Birgeois oder Communisten sind, wußte unser Berichterstatter nicht anzugeben, wir glauben, der 200 Acker wegen, wohl das Erstere. Ihr Prediger darf mitlunchen — bezahlt wird Nichts für seine Predigt: „Die Apostel Christi waren Zimmerleute, Maurer und Fischer und haben auf dem Handwerk gearbeitet, somit könne es ihrem Seelsorger auch nichts schaden für seines Leibes Sorge zu arbeiten wie andere ehrliche Menschen; für seine Predigt bekommt er seinen Lunch,“ sagen die praktischen frommen Leute.

(Pilger.)

Die Zahl der Studierenden der evang. Theologie vermindert sich mit jedem Jahre. Im vorigen Sommer besuchten die sechs Universitäten der altpreussischen Landestheile noch 543 evang. Theologen, in diesem Jahre nur 526, also 17 weniger. Halle zählt die meisten, nämlich 198; Berlin 148; Königsberg 52; Bonn 50; Breslau 44 und Greifswald 28 evang. Theologen.

(Luthardt.)

Quittung.

Für die Synodalkasse: Durch P. Junker. \$7; P. Kluge. \$8.35; P. Waldt. \$6.15; P. Allan. \$8.50; P. Tharow. \$8; P. Hönke. \$14; P. Bading. \$20; P. Gaj. \$1; P. Neumann. \$5; P. Jäkel. \$22.25; P. Hoffmann. \$10; P. Thiele. \$7.47; P. Sprengling. \$1.17; P. Meier. \$5; P. Goldammer. \$10; P. Reim. \$4.68; P. Dowdat. \$5; P. Reichenbecker. \$6; P. Brenner. \$12.50; P. Diekmann. \$5; P. Conrad. \$5. Durch P. Althof: J. Braun. 50 Cents; J. Grindpfeifer. 50 Cents.

Jacob Conrad.

Die Ev.-Luth. Synodal-Conferenz von Nord-Amerika

versammelt sich, so Gott will, am Mittwoch den 15. Juli d. J. in der Gemeinde des Herrn Pastor Herzberger zu Pittsburg, Pa. Addison, Du Page Co., Ills., den 1. Juni 1874. C. A. L. Seite.

Alle diejenigen. — Delegaten oder Gäste. — welche obiger Versammlung beizuwohnen gedenken, sind dringend ersucht, solches dem Unterzeichneten mindestens zwei Wochen vorher anzeigen zu wollen.

Ferner zur Notiz für Solche, die in unserer „Rauchstadt“ unbekannt, daß, angekommen am Union Depot, man entweder zunächst nach No. 39 Highstr. Pastor J. P. Bever, sich bemühe, oder die fast vor dem obigen Depot haltende Pittsburg-Birmingham Street Cars besteigt und über den Fluss hinüber nach Birmingham No. 72 18. Straße, Pastor Herzberger, fährt.

Ob es mir schließlich gelingen wird, auf einer und der andern Bahn eine Preisermäßigung zu erzielen, darüber werde ich in Zeiten etwas Weiteres berichten.

J. A. Herzberger.

Buchanan P. O., Alleghany Co., Pa.

Conferenz-Anzeige.

„Vereinigte nordwestliche Conferenz in Wisconsin.“ Zeit: Vom 14ten bis 16ten Juli, d. J. Ort: Neenah, Wisconsin. Anfang: Den 14ten Juli, 9 Uhr Vormittags. Arbeiten: P. Schulz, „Inspiration“; P. Dr. Meunermann, „Exegese, Röm. Cap. 1-2“. J. A. Lauritzen.

Conferenz-Anzeige.

Die gemischte Pastoral-Conferenz von Dodge- und Washington Co., Wis., versammelt sich, so Gott will, vom 20. bis 22. Juli 1874 beim Herrn Pastor S. Rathjen im Town Theresa. Gegenstände zur Besprechung: Exegese über Jac. 2, 14 bis 25 und Thesen wider unevangelische Praxis vom Herrn Pastor Schwan. C. E. Berner.

Briefkasten.

Briefe empfangen von den Pastoren Brockmann, Maberhoff, Conrad, Engelbert, Kolbe, J. A. F. W. Müller, L. F. Frey, Siegler, Eckelmann, Reichenbecker, Prof. Ernst, Prof. Brohm, Günther, G. Jonas, Herren J. Köhn, A. Wichmann. H. A.

Quittung.

Für die Anstalt: P. Günther \$9. P. Siegler auf Rathjen's Hochzeit gesammelt \$4.80. Durch Pastor Jonas: S. Bierke, 50 Cents; C. Damas, \$1; Fried. Haas, \$1; G. Käthe, 50 Cents; Ph. Portz, 50 Cents; F. Krohn, 50 Cents; Chr. Gwert, \$1; W. Köhn, 25 Cents; W. Ullrich, 50 Cents; A. Krause, \$1; W. Gherhardt, \$1; Alex. Kleiner, 50 Cents; W. Serahn, 50 Cents; Chr. Knoke, \$1; C. Lehmann, \$1; G. Jastrow, 50 Cents; W. Hobus, 25 Cents; W. Elßb, 50 Cents; J. Roth, 50 Cents; G. Neß, 25 Cents; J. Wessel, 25 Cents; W. Reßmann, 50 Cents; S. Brümmer, \$1; F. Busch 50 Cents; J. Naumann, 25 Cents; T. Hermann, 20 Cents; Fried. Damas, 50 Cents; Ferd. Neuer, 50 Cents; C. Schmeling, 50 Cents; F. Parnann, \$1; W. Kämpf, 50 Cents; T. Salzleder, 15 Cents; C. Vieberig, 45 Cents; A. Brandt, 50 Cents; G. Miller, 25 Cents; Wkw. Serahn 50 Cents.

H. Adelsberg.

Für das Gemeindeblatt haben bezahlt: P. Genfle \$31.44; A. Wichmann XI. S.

H. Adelsberg.

Quittung.

Durch Pastor Hageborn erhielt ich vom Frauenverein der ev. luth. Dreieinigkeits-Gemeinde in Neenah, Wis., fünf Dollars für die Emigranten-Mission. Von der Gnadengemeinde, Pastor Sälzels, in Ripon sechs Dollars. Besten Dank. S. K e h l. 13 Broadway, New York.